

# Zur geistigen Gestalt Hanebergs

Von Abt Odilo Lechner OSB — München

Betrachtet man das Leben von Daniel Bonifazius Haneberg (1816—1876) aus der Distanz eines Jahrhunderts, so ergeben sich viele bewundernswerte Züge, doch wird dem ersten Blick die überragende Gestalt seiner Persönlichkeit nicht recht als Einheit faßbar. Gewiß ist, daß er die Menschen seiner Zeit ungemein beeindruckt und zu überschwenglichem Lob veranlaßt hat. Solches Lob erfährt schon der außerordentlich begabte und fleißige Student, der sofort in die führenden geistigen Kreise Münchens aufgenommen wird und in freundschaftlichem Kontakt mit Görres und Brentano, mit Döllinger und Schubert, um nur einige zu nennen, tritt. Schon der junge Priester wird von Ministern, Gelehrten, Adelligen und vom einfachen Volk zum Beichtvater erwählt. Diese Bewunderung für ihn mindert sich im Laufe der Jahre nicht. Sie veranlaßt Professor Sepp, den Biographen König Ludwigs I., Haneberg den „anerkannt ersten Priester des Landes“ zu nennen; über seine theologische Bedeutung urteilt Ph. Funk in seinen wertvollen Studien zur Vorgeschichte der Münchener Romantik, daß Sailers Geist „in der alten Reinheit und Ungebrochenheit“ nur noch in wenigen Gestalten des neuen Bayern aufgetreten sei, „unter den Lehrern der Theologie noch in unübertreffbarer Kraft und Schönheit in Johann Adam Möhler und in Daniel Bonifaz Haneberg“<sup>1</sup>. Diese Bewunderung greift, wie die vielfachen Bestrebungen zur Verleihung eines Bischofssitzes zeigen, auf ganz Deutschland über. Die vielfältige und vielseitige Tätigkeit in Wissenschaft und Seelsorge, in der Verwaltung des Klosters und in weitausgreifenden Missionsbestrebungen machen ihn zu einem Mann von umfassendem Einfluß, zersplittern freilich auch seine Kräfte und offenbaren widersprüchliche Tendenzen in seinem Schaffen und Leben.

Vielleicht darf man eine Wurzel dieses Widerspruchs in der Spätromantik sehen, die das München des jungen Haneberg beherrscht, in ihrem Leben aus dem Gegensatz (Fr. W. Schlegel: „Ich kann nur zwei entgegengesetzte Leben leben oder gar keins“). Das hochgespannte Ausgreifen nach dem Unendlichen, das sein Ziel im Irdischen nicht erreichen kann, muß die Unvollendetheit aller Gestaltung besonders schmerzlich erfahren. Aus dieser das Leben Hanebergs durchziehenden Polarität seien drei uns wichtig und durchaus auch für unsere Zeit bedeutsam erscheinende Gegensatzpaare herausgegriffen und aus einigen seiner Briefe beleuchtet.

## 1. Wissenschaft und Begeisterung

Am 3. 9. 1841 schrieb Haneberg an Benedikt Weinhart: „Bescheidenheit (aber nicht kleinlaute) und Begeisterung, das sehe ich j e t z t ein, bahnen dem neu auftretenden Professor Weg zum Vertrauen.“ In dieser Äußerung

1) Ph. Funk, *Von der Aufklärung zur Romantik*, München 1925, 182.  
In unserem Aufsatz zitierte Briefe sind, wenn nicht anders angegeben, im Archiv St. Bonifaz eingesehen.

wird deutlich, daß in Haneberg beides zutiefst angelegt war: die Nüchternheit und Bescheidenheit wissenschaftlichen Forschens, wie sie vor allem dem Philologen eigen ist, und die Begeisterung, der Zug des hochgemuten Herzens, der das Ganze umgreift. Freilich blieb letzteres bei Haneberg oft verborgen, er konnte das Gefühl zumeist nicht zeigen, obwohl es ihn zutiefst bestimmte. So schreibt er am 9. 7. 1841 an denselben Freund: „... mein Glück, daß wie es scheint, die Leute von mir meinen, ich sei ohne Gefühl und zufrieden, wenn ich arabische Wurzeln ausziehen könne.“ Das mag in einer gewissen Kargheit des Ausdrucks liegen, der das Innerste verbarg. So schreibt er etwa selber am 31. 5. 1843 ebenfalls an Weinhart, als er von Martin Deutinger hörte, sein Freund Magnus Jocham fühle sich von ihm verlassen: „Das ist mir wieder eine ernste Aufforderung, auch auf das achtzugeben, was ich schein e, nicht bloß auf das, was ich bin. Ich meinte, es verstehe sich ohne a l l e Zärtlichkeitsbezeugung ganz von selbst, daß ich den Mang von Herzen gern habe.“

Beide Seiten an Haneberg spiegeln sich wohl auch im Einfluß zweier seiner akademischen Lehrer, Möhlers und Döllingers. Von Möhler berichtet Weinhart in seinen handschriftlichen Erinnerungen: „Für ihn waren wir alle in gleicher Weise begeistert.“ Andererseits gesteht Haneberg im Semester 36/37: „Ich höre fleißig Döllinger, weniger Möhler, zu dessen Geschichtskonstruktion ich kein Zutrauen faßte.“ Daß sich Haneberg freilich dem Erbe Möhlers verpflichtet fühlte, der Gesamtschau der Romantik, wie sie ihm Görres, Schubert, Ringseis und Brentano vermittelten, davon zeugen etwa die Nachrufe auf Josef und Guido Görres, davon zeugt auch die etwas wehmütige Erinnerung, die er bei der Begrüßungsansprache am 28. September 1863 bei der ersten Versammlung katholischer Gelehrter in seinem Kloster St. Bonifaz in München aussprach.

Darin heißt es: „... Wo sind denn jene Ideale hingekommen, mit denen wir uns vor dreißig Jahren getragen haben? Was ist aus jenen Erwartungen geworden, welche das katholische Deutschland in jenen Jahren wie neu belebte, als Möhler unter uns wirkte, als Görres noch lehrte, als Montalembert über den Rhein kam und der deutschen Wissenschaft seine Huldigungen darbrachte, als der jüngere Windischmann, fast noch ein Jüngling, schon den Ruf eines gereiften Gelehrten verdiente? Viele von uns haben damals erwartet, es würde nun eine neue Ära christlicher Wissenschaft anbrechen, und es würde gerade Deutschland, am meisten in geistigen Kämpfen geübt und durch sie geläutert, in seinen wissenschaftlichen Bestrebungen der ganzen großen Kirche den reichsten Trost und die beste Hilfe bieten. Was ist aus diesen Erwartungen geworden?“

Die Schau des Ganzen imponierte Haneberg am Mittelalter. Bei Bonaventura verspürte er die „Kraft des Mittelalters, die einzelnen Dinge und ihre Beziehungen und Gründe unter gewisse Kategorien der geoffenbarten Wahrheit zu bringen“ (Brief an Jocham vom 10. 4. 1839). Die Ansprechbarkeit Hanebergs durch ideale Vorstellungen, die schon im Bereich des klö-

2) Ph. Funk, Hochland 23 (23,2), 160.

sterlichen Ideals liegen, wird deutlich in einem Brief an Weinhart vom 29. 3. 1845, in dem er auf die Liebe Deutingers zum Mittelalter zu sprechen kommt: „Oft, wenn ich in die Ludwigskirche gehe, oder abends dort Beicht höre und der doch wahrhaft schöne byzantinische Bau so klar vor mir liegt und die ganze Kirche schweigt und nur meine Beichtkinder durch leise Tritte das Schweigen stören, denke ich, daß ich einen Tag aus dem tausendjährigen Reiche erlebt habe.“ Haneberg denkt an Mönche, die von der Glocke zur geistlichen Übung in den gotischen Chor gerufen werden und nachher „fröhlich, aber ernst auseinander (gingen), jeder an sein Geschäft, wie die Apostel, die sich zur Weilpredigt teilten.“ Von solchem Segen des tausendjährigen Reiches alle Bereiche des Lebens und Wissens überflossen zu sehen, in diesem Wunsche weiß sich Haneberg mit Deutinger einig. Er fährt fort: „Aber ich gebe ihm, eben weil ich zum Teil im Erleben all das begreifen lernte, darin unrecht, wenn er behauptet, daß sich dieser Segen nimmer unter uns finde. Er glüht im Stillen fort und läßt sich durch keinen Ungeschmack und keinen Unverstand ausrotten. Er wandelt als unsichtbare Kirche durch die Welt und ladet alle Kinder neu zum Genuß.“

Freilich sollte seine Liebe zur Wissenschaft gerade im Noviziat des Klosters ernsthaft in Frage gestellt werden. Er berichtet Weinhart am 26. Juni 1851, daß es durchaus des Mutes zu wissenschaftlicher Arbeit bedürfe, freilich nicht weil ihm von den Oberen Schwierigkeiten gemacht würden. „Allein der Geist jener ascetischen Literatur, mit welcher man sich im Noviziat doch inniger als sonst vertraut machen muß, ist den Studien nicht hold. In dem Maße, als ich z. B. das Leben des Franz v. Borgia ohne Kritik, mit kindlicher Hingebung höre, muß ich die Mühen der Gelehrten, noch mehr die Sorge um einen guten Stil, Torheit nennen. Unter dem Regen dieser Grundsätze ist meine Seele oft wie eine schwache Blume, die der Sturm niederbeugt, wo nicht ganz zerknickt.“

Angesichts der Grundsätze von der Nichtigkeit der Welt schreibt er: „Wenn ich da an meine bisherigen Studien und daran denke, daß ich noch nichts in der Wissenschaft geleistet habe, aber jetzt leisten könne, so befinde ich mich in einem Kampfe, mit dessen Schilderung ich Niemanden belästigen will. Was mich da aufrichtet, ist einzig der Gedanke an Gott den Schöpfer. Gott hat sich die Mühe genommen, die wirkliche Welt zu schaffen . . . Hätte Gott nicht statt der Lerchen, der Hirsche und gar der leichtsinnigen Eichhörnchen Meditationen schaffen können? Wir würden die an Bäumen hängen sehen wie Tannzapfen. Fort mit der Frömmigkeit, die frömmter ist als Gott selbst. Und fort mit der Trägheit, die sich auf die Einfalt der Apostel beruft, um sich zu entschuldigen, daß sie nicht lerne. (Wir haben die Geistesgaben der Apostel nicht . . .)

Also vorwärts in Gottes Namen. Ich will auch soweit wie möglich andere zur Tätigkeit ermuntern.“

Die vielfältige Beschäftigung Hanebergs ließ ihn zwar immer noch bis in seine Bischofsjahre zu wissenschaftlicher Tätigkeit kommen, noch mehr aber erwies er sich als Anreger und Förderer wissenschaftlicher Tätigkeit anderer fruchtbar. So verdankt ihm sein älterer Freund, Magnus Jocham, ganz

wesentlich seine Berufung als Professor nach Freising und ebenso die Anregung „eine deutsche Moraltheologie“ zu schreiben („Mach, daß du einmal eine d e u t s c h e Moral schreibst“)<sup>3</sup>. Auch die kritische Beschäftigung mit der Benediktusregel geht auf seine Anregung zurück. Trotz der vielfachen Beanspruchung lag ihm die Ausbildung des Nachwuchses immer am Herzen. P. Johannes Klingl schreibt wegen eines geplanten Kommunistudiums in Lambach, also außerhalb des Landes und der eigenen Kongregation, in einem Brief vom 18. 8. 1859 nach Metten: „So glaubt er (Haneberg), mit dem in Österreich bestehenden Studienplan und der Art und Weise, wie dort die Studien betrieben werden, nicht einverstanden sein zu können. Ferner machen die Staatsgesetze den Studien im Ausland Schwierigkeiten. Endlich möchte sich der Herr Abt, soviel er sich verlauten ließ, selber recht gern bei der Leitung und dem Lehramte beteiligen.“

Wie sehr er bei aller Begeisterung für ein gutes Unternehmen und bei aller persönlichen Liebenswürdigkeit doch auf die wissenschaftliche Genauigkeit mahnend hinzuweisen wußte, zeigt ein Brief des Bischofs vom 30. 12. 1875 an Magnus Sattler, seinen Mitbruder in Andechs, der seine Chronik von Andechs angezeigt hatte: „Ich freue mich auf Ihre Geschichte von Andechs. Zwar dürfte ein solches Werk etwas länger gehegt und gepflegt werden, aber immerhin ist es besser, daß Sie es so rasch herausgeben, als daß es liegen bleibe.“

Die schon erwähnte Versammlung katholischer Gelehrter in München-St. Bonifaz vom 28. 9. bis 1. 10. 1863 hatte in Haneberg, wie Hugo Lang urteilte, ihr Herz<sup>4</sup>. Die pax benedictina konnte die verschiedenen Tendenzen noch einmal unter einem Dach friedlich vereinen.

Was sich in der Wissenschaftsentwicklung des 19. Jahrhunderts abzeichnete und mit eines der Spannungselemente dieser Gelehrtenversammlung war, der Streit zwischen einer scholastisch-systematischen und einer historischen Auffassung der Theologie, das ist heute ein ebenso bedrängendes Problem geblieben. Der Vielfalt der erforschten und erforschbaren Wirklichkeit, der daraus notwendig sich ergebenden Spezialisierung und Isolierung des exakten Wissens steht das Unbefriedigtsein von bloßem Positivismus und das Verlangen nach einer Sicht des Ganzen gegenüber. Wie bei Haneberg wird beides sich nicht zur Einheit verbinden lassen, sondern nur als Spannung ertragen werden können, so wie Haneberg sich um philologische und geschichtliche Detailkenntnisse bemühte und doch immer wieder (nicht zuletzt in seinen Predigten und in den Hirtenbriefen der Bischofsjahre) eine Darstellung des Gesamtzusammenhangs und eine gläubige Sicht des Ganzen versuchte.

3) Magnus Jocham, *Memoiren eines Obskuranten*, Kempten 1896, 708.

4) Hugo Lang, *Die Versammlung Katholischer Gelehrter in München-St. Bonifaz*, *Historisches Jahrbuch* 71 (1952), 246–258.

*2. Kontemplation und Apostolat*

Die Spannung zwischen Wissenschaftlichkeit und der Begeisterung für das Ganze hatte sich in Hanebergs frühen Professorenjahren auch als Spannung zwischen gelehrtem und priesterlichem Dasein gezeigt. Er war ja als Prediger, Beichtvater, persönlicher Seelsorger ungemein in Anspruch genommen und hatte vor allem nicht die Fähigkeit, einer Anforderung der Nächsten- und Armenliebe zu widerstehen. Wie sich aus seinen Briefen ergibt, hoffte er diesem Zwiespalt gerade auch durch einen Ordenseintritt zu entgehen. Der Ordensgedanke war ihm schon sehr früh gekommen, über dessen Werdegang ein Brief vom 7. 10. 1837 an Döllinger Aufschluß gibt. Er sei auszugsweise wiedergegeben: „Hochverehrtester Lehrer und Ratgeber! Durch Ihr entschiedenes Abmahnen haben Sie mir in meinem Unternehmen, das ich bereits drei Jahre hindurch in Gedanken umgetragen und nach neuer Anregung nicht mehr weiter hinausschieben zu dürfen geglaubt habe, plötzlich halt! geboten. Obwohl nämlich mein Eifer für den Orden der Jesuiten, den ich schon so lange liebe und hochschätze, als ich ein wenig über die Welt- und Kirchengeschichte zu denken angefangen habe, am Schluß des letzten Schuljahres den Höhepunkt erreicht hat, so mußte doch Ihre Mißbilligung meines Entschlusses in mir große Bedenklichkeiten erregen, in dem ich Ihnen, besonders in diesem Punkte, die all-umfassendsten Kenntnisse und in meiner Angelegenheit die größte Unparteilichkeit zutraue, da es Ihnen durchaus keinen persönlichen Vorteil bringen kann, wenn ich nicht in den Orden komme.

Heimgekommen traf ich meinen lieben Freund Birker, den ich seiner vielseitigen Kenntnisse und seines festen und herzlichen Charakters wegen ehre; da ich wußte, daß er noch diesen Herbst Benediktiner-Noviz in Ottobeuern werden wolle, so befragte ich ihn um die Beweggründe dießes Entschlusses und warum er nicht lieber Jesuit werde. Durch seine Mittheilungen und Belehrungen wurden meine Ansichten von unsern bayerischen Benediktinern, oder vielmehr von dem bayerischen Benediktinerinstitute in der Art geändert, daß ich es doch für möglich hielt, daß dießer Orden in der neuhergestellten Form segensreich auftreten könne — was ich früher bezweifelt hatte. Ich fing an mir vorzustellen, wie Unrecht es sey in einen ausländischen Orden zu treten, während im Inlande ein beinahe eben so ausgezeichnete begründet zu werden anfangt, wo es nur von entschloßenen jungen Leuten abhängt mit der Gnade Gottes eine religiöse Gemeinschaft zu bilden, die nach allen Seiten hin wirken könnte. Nur hatte ich mehrere Vorstellungen von der Einrichtung des erneuerten Ordens, die mich zurückschreckten. Da fügte es sich, daß ich gegen Ende Septembers in Begleitung meines Freundes Birker nach Ottobeuern kam, wo ich von dem eifrigen Pater Theodor (Gangauf) viele Aufschlüsse über zweifelhafte Punkte in Betreff des Ordens erhielt. Am 5. Oktober war ich bei der Einkleidung von 11 Novizen ebenfalls in Ottobeuern und hatte Gelegenheit ein Paar Stunden mit dem ehrwürdigen Prälaten Barnabas selbst zu sprechen. Ich trug ihm besonders meine Bedenken über die Gebundenheit des Ordens von Seite der Regierung vor. Er löste mir alle Schwierigkeiten und zeigte mir, um alle

Zweifel zu heben, sogar die Königlichen Reskripte in Betreff der bedenklichen Punkte. Ich ging vollkommen befriedigt aus dem Kloster, und weiß nun nichts Besseres zu thun, als, wenn es Gott will, bald auch um einen Benediktinerhabit anzusuchen... Über die Verzichtleistung auf meinen eigenen Willen bin ich mit mir, obwohl nach harten Kämpfen weil ich von Natur leider sehr eigensinnig bin, vollkommen übereins gekommen. Da ich jetzt nun durch die Belehrungen meines Freundes und besonders des ehrw. Prälaten Barnabas eingesehen habe, daß der Benediktinerorden in Bayern die Tendenz annehmen könne, die ihm die zuerst Eingetretenen mit Gottes Hilfe geben würden, und da Sie mir selbst aus wichtigen Gründen mißrathen haben aus dem Vaterlande zu gehen, so ist nichts einfacher als daß ich statt ein Jünger Loyolas zu werden, um Aufnahme in den Benediktinerorden nachsuche. Vielleicht geht mein Wirken für mich, und meine persönliche Tätigkeit scheinbar verloren, wird sich aber rentieren, wenn ich mein Pfund in die Wagschale eines werdenden Institutes werfe, das, wenn es Gott will, ein Bollwerk gegen das ganze Teufelsgeschwader des Protestantismus und Rationalismus und einen sicheren Port für Zurückkehrende bilden kann. Was helfe es mir, wenn ich ein halbes Dutzend von Erudition strotzender Werke schreibe, und am Ende beim Annahen des Todes sagen müßte wie Herder: O mein verfehltes Leben!"

Dieser Ruf zum Ordensstand, zu einer Ganzhingabe, wie sie ihm zunächst am besten im Jesuitenorden möglich schien, aber dann trotz mancher Bedenken gegenüber dem Benediktinertum der Tradition sich gerade durch die Möglichkeit eines Neuanfangs und seiner Mitgestaltung auf ein benediktinisches Kloster konzentrierte, trat freilich hinter den Anforderungen der raschen wissenschaftlichen Laufbahn zurück, verstärkte sich aber dann in den vierziger Jahren immer mehr. So schreibt er am 13. 12. 1849 an Weinhart in einem Bericht über eine Lektüre Stifters und die Konzentration auf wenig: „Wenn ich das so betrachte, so fällt mir selber ordentlich schwer aufs Herz, daß ich meine eigene Kraft so trostlos zersplittere... Durch meine Predigten und meine Beichtkinder allein werde ich manchmal an das gemahnt, was in früheren Jugendidealen vor mir stand. Vielleicht leben sie einmal in einer Zelle wieder auf.“ Das Kloster sollte für ihn also gerade der Ort neuer Einheit werden. Die Überlegungen kamen freilich lange zu keiner Entscheidung. So schreibt Haneberg noch am 28. 10. 1850 an Weinhart: „Die Klostergedanken sind hinausgeschoben.“ Er erwähnt, daß sich „stets Gedanken der Auflehnung gegen vieles, was jetzt in der Kirche Ansehen hat, erhoben“ hätten, so oft er dem Entschluß nahe war — „... und das ist doch wohl nicht der gute Geist. Dann redeten Freundesstimmen dagegen und endlich die erneuerte Rücksicht auf die Meinigen und so bin ich denn wieder an ein neues Semester gebunden“. Zweifels- ohne erfuhr er dann bei der Weihe der Basilika am 24. 11. desselben Jahres den entscheidenden Hinweis, daß ihn hier Gott haben wollte. Der Schritt erfolgte freilich nicht leichten Herzens. Er schreibt am 12. 12. 1850 an Weinhart: „Ich schreibe den letzten Brief aus meiner verödeten Wohnung an Dich. Eben geht der letzte Wagen voll Bücher nach St. Bonifazius, wohin

ich noch diesen Abend folge. Ich habe mich schnell entschieden, nachdem der Entschluß lange genug auf und abgewogen hatte. Der nächste Tag war schwer und bang . . . doch genug; aus der Zelle mehr. Es muß sein.“

Welches benediktinische Ideal hat Haneberg bei seinem Eintritt ins Kloster geleitet und ihn weiter bestimmt? Kennzeichnend ist vielleicht, daß er in der Zeitschrift *Siloah* in diesem Jahr 1850 mehrere Artikel über Cluny schrieb. So schildert er in Nr. 5 (S. 49–52: Ein Blick in's Benediktinische Clugny zur Zeit des heiligen Bernhard), wie Petrus Venerabilis sich von seinem Freund Bernhard durch Milde und Diskretion unterschied und allen Extremen fernblieb. „Was allgemein segensbringend sein soll, muß auf den Ruhm augenblicklicher Blitzeffekte verzichten.“ Natürlich interessierte es Haneberg besonders, daß Petrus auf andere Schlachten sann als auf kriegerische gegen die Sarazenen. Es ging ihm um die geistige Begegnung; darum habe er die erste lateinische Übersetzung des Koran veranlaßt und eine Widerlegung der Lehre Mohammeds geschrieben. Gegen Irrtümer in seiner Umgebung „wählte er nicht Gewaltmittel, sondern zeigte den Irrenden in gründlichen Auseinandersetzungen ihre unrichtigen Annahmen.“ Besonders erwähnt Haneberg, daß Abaelard bei ihm eine Friedensstätte fand und daß viele Menschen zu ihm kamen, um Rat und Trost zu suchen. Haneberg entwirft also schon die Zukunft seines Klosters, das monastisches Leben mit Wissenschaft und Seelsorge verbindet. Er schließt diesen Aufsatz: „Wo der Mensch auf die eigene Lebenstiefe sich besinnt, statt mit eitler Rednerei nach außenhin zu verlieren, ist er groß und stark und in der Innerlichkeit zugleich allseitig der Welt gegenüber. Ob unsere Zeit sich diese zu Herzen nehmen will oder nicht, davon hängt ihre ganze Zukunft ab.“ Später (Nr. 21, 241–244: Noch eine Einkehr im Benediktinerkloster zu Clugny) stellt er die Vereinfachungen, die Petrus im Chorgebet anstrebte, und seine Liebe zum Studium auch für seine Zeit als Vorbild hin. In Nr. 9 (97–101) hatte er das Schreiben des Petrus an Bernhard gegen die kleinliche Ausschließlichkeit der Zisterzienser gebracht. Haneberg schließt: „ob seitdem der Geist, welcher im Kleinlichen und Äußerlichen stark und im Großen und Geistigen schwach ist, zu- oder abgenommen habe, mögen Einsichtsvolle entscheiden.“

Bekanntlich sollte gerade eine solche Auseinandersetzung auch am Beginn der Geschichte von St. Bonifaz stehen. Sosehr er dem ersten Abt Paulus Birker schon lange verbunden war und sosehr er dessen Idealismus, Lauterkeit und klösterliche Strenge verehrte, so tat er sich doch wohl von Anfang an mit manchen seiner allzu rigorosen Auffassungen schwer. Dieser hat bekanntlich 1854 resigniert, weil er die vielfältige Tätigkeit von St. Bonifaz nicht mit dem monastischen Ideal vereinbar hielt. Haneberg rügt freilich in einem Brief vom 3. 11. 1873 an Jocham dessen abschätzige Beurteilung von Abt Birker und schreibt: „Er hat das Klösterliche damals besser verstanden als ich. Ich habe erst als Abt das eigentliche Noviziat durchgemacht.“

Haneberg wurde am 4. 10. zum Nachfolger Birkers gewählt und sollte nun das Kloster gemäß den Verpflichtungen und Intentionen, die ihm von seinem Stifter, König Ludwig I., gegeben waren, aufbauen und durch seinen

Geist prägen. Schon in einer programmatischen Predigt zur Profeseß von Placidus Jungblut und Maurus Floßmann am Lichtmeßtag 1852 „vom innern und äußern Berufe des Benediktinerordens“ legte er auch die äußere Tätigkeit des Benediktiners dar und stellte sich die Frage, ob dazu neben Wissenschaft und Erziehung auch die Verkündigung des Evangeliums gehören könne. Die Bejahung dieser Frage ergibt sich — auch wenn der Buchstabe der Regel schweigt — aus dem Leben des hl. Benedikt und der Geschichte des Ordens. Zum Missionsberuf, zu dem sich damals die Benediktiner von St. Bonifaz verpflichteten, führte er aus: „Ich wüßte in der That nicht, womit ich mich vor der besseren christlichen Mitwelt, vor dem Andenken an die bessere christliche Vergangenheit verantworten sollte, wenn ich mich durch ein Gelübde bände, der Verkündigung des Evangeliums zu entsagen. Wofür hätte denn das Andenken an den Glaubensmuth der Missionäre mich so oft aufgerichtet, wenn meine Seele unter den Widersprüchen der Zeit niedergeschlagen war? Ich würde mich schämen vor dem Andenken der großen Glaubensverkünder, vor den bessern Zeitgenossen und auch vor dem königlichen Stifter dieses Klosters, welcher diese Basilika mit Bildern aus dem Leben eines großen Glaubensverkünder schmücken ließ.“ Die Nachfolge des Herrn — Armut, eheloses Leben — erhält für ihn darin ihren tiefsten Sinn, daß sie den Menschen ganz frei macht für die Bezeugung des Evangeliums. Er knüpft an das Herrenwort: „Wer Vater, Mutter, Weib und Kind mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert“ an und fährt dann fort: „Diese Worte sind noch nicht verklungen. Sie sprechen zu allen, welche den Beruf haben, an der Verbreitung des Reiches Gottes thätigen Antheil zu nehmen. Diese Worte mit den damit verknüpften Verheißungen sind ein Hauptgrund, warum die Männer, welche in diesem Hause die Gelübde ablegen, dieses Opfer mit Freude bringen. Können sie auch gegenwärtig nichts als ihre Bereitwilligkeit zur Glaubensverkündigung aussprechen, wissen sie auch, welche große, ernste Rüstung im günstigsten Falle zur Verwirklichung dieses Gelöbnisses nöthig sei, so belebt es sie doch mit heiliger Opferfreude, daß sie ihr ganzes Selbst gleichsam mit dem Heilandskinde auf den Armen Simeons im Tempel dem Dienste Gottes weihen dürfen zur Erleuchtung der Völker.“

Für Haneberg stellt sich als die seinem Kloster gegebene Aufgabe — Kontemplation und umfassendes Apostolat (Seelsorge, Erziehung, Armenfürsorge, Mission) — nicht nur als äußere Notwendigkeit, sondern als ein innerlich zutiefst bejahtes Ideal dar. In seinen Kapitelansprachen betont er immer wieder, wie der Konvent von St. Bonifaz gerade wegen seiner vielen Tätigkeit in besonderer Weise zu Stille, Innerlichkeit, Gebetsgeist und Meditation verpflichtet sei. Zumindest an seinem Vorbild wurde diese Verbindung von apostolischer Tätigkeit und tiefer Innerlichkeit ein den weiteren Weg von St. Bonifaz bestimmendes und zugleich richtendes Ideal.

#### *Liberalität und Kirchlichkeit*

Schon die Option Hanebergs für strenge Wissenschaftlichkeit gegenüber rigoristischer Ascese und für jene Vorbilder der benediktinischen Ge-

schichte, die sich durch Milde und Weite auszeichnen, zeugt von einer liberalen Grundhaltung, wenn man darunter Toleranz, die Erkenntnis der Vielgestaltigkeit der Wirklichkeit, das Gespür für die Freiheit der anderen Menschen versteht. Gewiß zeigt er in einigen Jugendbriefen eine kämpferische Haltung gegenüber dem Protestantismus. Aber bald gewinnt doch der Sailer'sche Geist die Überhand, etwa wenn er am 16. 6. 1851 an Weinhart in einer Bemerkung über die Kreuzzüge folgendes schreibt: „Diese Züge erscheinen mir aber immer mehr als Züge im Geiste Josuas. Sechs solche Schwertdisputationen mit den Muhammedanern sind gehalten worden. Wann wird der siebente Kreuzzug, ausgerüstet mit Kenntnis des Islam, beginnen? Glücklich wird sein, ein Scherflein dazu beizutragen Dein . . .“

Solche Liberalität erwuchs vor allem auch aus seinem seelsorglichen Eifer. Er war schon seit den ersten Priesterjahren Seelenführer und Beichtvater vieler Menschen, auch des öffentlichen Lebens, ganz unterschiedlicher, wie des strengen Minister Abel oder der Mitglieder des Königshauses. So konnte der Philosoph Karl von Prantl, sonst wegen seines sarkastischen Antiklerikalismus als erklärter Freigeist gefürchtet, im Nachruf der Bayerischen Akademie der Wissenschaften 1877 mitten in der Würdigung der wissenschaftlichen Verdienste Hanebergs betonen, dieser sei infolge seiner vortrefflichen Charaktereigenschaften der beliebteste Beichtvater und Seelsorger gewesen; seine Seelenreinheit, seine Milde und seine Bescheidenheit, sein mustergültiger Lebenswandel hätten ihn zum Liebling der Bevölkerung gemacht. P. Rupert Jud erwähnt dies in seinen Erinnerungen und fügt hinzu, daß Haneberg einst, als der berühmte Erzgießer Ferdinand von Miller Bedenken gegen die Absicht seines Sohnes erhob, Vorlesungen bei Prantl zu hören, geraten habe, der junge Student „sei so gut erzogen, daß ihm Prof. Prantls negative Anschauungen nichts schaden, dessen sonstiges reiches Wissen aber nützen könne“<sup>5</sup>. Bei all dem stand freilich seine absolute Kirchlichkeit nie in Frage. Wenn es in der frühen Zeit ein Leiden an der Kirche gibt, dann, weil sie nicht genügend mutig die Wahrheit kündigt. So schreibt er am 15. 9. 1848 an Weinhart:

„Die kirchlichen Verhältnisse drücken mich; niemand, der Beruf hätte von den Alten, redet. Sollte es wirklich dahin kommen, daß die Jungen reden müßten? Elihu und Job ist mir immer im Sinn. Aber wenn die Jungen reden müßten, so werden sie weder den Streitenden noch den Leidenden genügen, wenn nicht Gott selbst aus den Stürmen redet.“ Oder im Tagebuch im Juni 1847: „Diese Tage höchst stürmisch gewesen, insbesondere im Hinblick auf die kirchlichen Zustände. Alle Opfer und Arbeiten scheinen unter diesem Kirchenregiment wie verschwendet. Aber fort mit diesem unheiligen Geiste — ich glaube, Christus gehört Welt und Kirche und diese ganz besonders.“

In besonderem Maße mußte sich diese kirchliche Gesinnung Hanebergs bewähren, als ihn die Verbundenheit mit Döllinger in Rom immer mehr

---

5) Erinnerungen an Daniel Bonifatius Dr. von Haneberg OSB, in: Ben. Monatschrift 4 (1922).

verdächtig machte. Es war für ihn keine Frage, in all den schmerzlichen Erfahrungen, die er bei der Besetzung ihm angebotener Bischofsstühle machte, ganz den Weisungen und Winken des Papstes zu gehorchen.

Auch die Stellung Hanebergs in den Fragen des Vatikanums macht seine Kirchlichkeit wie seine Liberalität deutlich. Sicher hatte er vor der Verkündung des Glaubenssatzes von der Infallibilität zur großen Zahl derer gehört, die sowohl aus historischen Gründen als auch von der Opportunität her gegen eine Dogmatisierung eingestellt waren. Nach der Verkündung des Dogmas mußte er zweifellos innerlich ringen, um zu einer klaren Haltung zu kommen. Vor allem blieb die Frage, ob das Konzil nach der Abreise der Minderheit noch als ökumenisches zu betrachten war. Sein Freund Jocham schreibt: „Auch Haneberg hatte sich leider von diesem Zweifel einnehmen lassen und dadurch eine Zögerung seiner Unterwerfung herbeigeführt, die innerlich ihm peinvolle Kämpfe bereitete und äußerlich nach beiden Seiten manchen Anstoß gab“<sup>6</sup>.

Benedikt Weinhart spricht in seinen Erinnerungen davon, wie ihm Haneberg als Mitschüler einst den Weg zum Glauben gewiesen hatte und fährt fort: „Vielleicht habe ich ihm später diesen Dienst erwidert, indem ich ihm den Weg zum Glauben an die Unfehlbarkeit des Papstes ebnen half.“ Für Haneberg stand die Verbundenheit mit der Kirche über allen Rücksichten auf die gelehrten Freunde an der Fakultät, wie eine Tagebuchnotiz vom 3. 9. 1870 erhellt, in der er einen Brief an Abt Bonifaz Wimmer erwähnt: „Das Volk verlangt Unterwerfung. So kann es nicht fortgehen. Was mich betrifft, bin ich der Spannung müde. Ich mache mich bereit, mit der Unterwerfung auch das Gesicht um Entlassung von der Universität zu verbinden und mit wenigen, dem Ordensleben ganz ergebenden Brüdern eine neue Heimat zu suchen.“ In einem anderen Brief<sup>7</sup> schreibt Haneberg: „Ich kann in dieser martervollen Stimmung nicht fortleben. Ich mache dadurch ein Ende, daß ich mich im Vertrauen auf Gott, der mit der Kirche ist, ergebe.“ Diese Haltung kam aus seiner großen Liebe zur katholischen Kirche: „durch Fortsetzung des bitteren Streites würde das innere Leben im eigenen Herzen stillstehen und das Wirken nach außen gehemmt. Gott der Herr, welcher mit der Kirche ist, wird das Opfer der Ergebung in die Hand nehmen und zu einem Lebenskeim machen.“ Haneberg nennt zwei Gründe, die ihn vor allem bewegen. Der eine ist die Rücksicht „auf das katholische Volk, d. h. auf jene Katholiken . . ., welche beten, die Kirche besuchen, die Kirchengebote halten, zu frommen Zwecken beisteuern und arbeiten. Von diesem Volke würde jeder Schritt gegen das Konzil als Impietät oder Häresie verschrien, es würde großes Ärgernis nehmen. Nachdem ich als Prediger, Beichtvater und Vorstand eines geistlichen Hauses habe mein Leben verzehrt, möchte ich nicht damit enden, fromme Gemüter zu beunruhigen.“ Ein anderer Grund schien ihm der zu sein, daß der Wert des Gehorsams gegenüber dem Papst als Heilmittel gegen die Neigung der Zeit zur Anar-

6) M. Jocham, Daniel B. v. Haneberg, Augsburg 1877, 29.

7) A. Huth, Daniel Bonifazius v. Haneberg, Speyer 1927, 236.

chie zu sehen sei. Lassen solche Äußerungen auch noch manch inneren Zweifel erkennen, so wird ihm doch mehr und mehr die Ökumenizität des Konzils und damit die Verbindlichkeit seiner Aussagen klar. Am 9. 11. 1870 kann er an Jocham berichten: „Ich habe am Tage Allerheiligen ausgesprochen, daß wir nun in Gottes Namen das Vaticanum als wirkliches Concil zu betrachten haben und dem gemäß auch die infall. papae, deren Sinn ich erläuterte, annehmen müssen. Diese Predigt ist mir von solchen, die mir früher persönlich sehr ergeben schienen, sehr verübelt worden.“ Am 29. 11. 1870 gehörte er zur Majorität der Fakultät, die ihre Zustimmung zu den Beschlüssen des Konzils erklärte. Hanebergs in mehreren weiteren Predigten abgegebene Zustimmung zum Vaticanum wurde für sehr viele entscheidend. Freilich wußte er auch allem Fanatismus zu widerstehen. Das wird etwa deutlich, als das Ordinariat die Neujahrspredigt seines P. Johannes Klingl in einem Schreiben vom 10. 1. 1871 scharf beanstandete und bis zur Prüfung des Manuskriptes ein Kanzelverbot für ihn aussprach. Dieser hatte wohl in seiner einstündigen Predigt eine enge Auslegung der Unfehlbarkeit nahegelegt und etwa den Syllabus als nicht darunterfallend bezeichnet. In seiner Antwort an den Erzbischof schreibt Haneberg, daß er beim Gespräch mit dem Prediger erkannt habe, „daß die Ankläger den Prediger in der Hauptsache, nämlich in der Frage von der Unfehlbarkeit, ganz mißverstanden haben“.

Ein besonderes Dokument treuester Kirchlichkeit und aufgeschlossener Toleranz ist die Predigt Abt Hanebergs am 6. 11. 1870 über „die gegenwärtige Lage des Hl. Vaters in Rom“. Anlaß war die Beseitigung des Kirchenstaats. Der Erzbischof zog an diesem Sonntag in einer Bittprozession vom Dom zur Bonifazius-Basilika, um dort ein feierliches Bittamt zu halten und für den beraubten und bedrängten Hl. Vater und die Kirche Hilfe zu erflehen. Die Predigt hatte er Abt Haneberg übertragen. Sie wurde ein Meisterwerk, die alle Einseitigkeit vermied und doch zu einem echten Treuebekenntnis zum Papst wurde. Die Predigt geht aus von der Leidensvorausage des Herrn und dem Unverständnis der Apostel für dieses Wort. Der jähe Wechsel im Leben Jesu, etwa vom Hosanna des Palmsonntags zum „Kreuzige ihn“ des Karfreitags habe seine Entsprechung im Leben der Gerechten, auch im Leben des Nachfolgers Petri. Pius IX., zunächst viel umjubelt, ist nun geschmäht, von allen verlassen, ein Gefangener in seinem Palast. Haneberg erinnert dann an den hl. Bonifaz, der so eng mit den Päpsten verbunden war. Ein Blick auf die Geschichte lehrt, wie das Papsttum immer wieder Verfolgungen und Bedrohungen ausgesetzt war, aber sie alle überstand. Haneberg verhehlt freilich nicht das Besondere der jetzigen Situation, nämlich, daß kein fremder und wilder Feind den Papst bedroht hat, sondern ein angesehenener Monarch und daß das Volk selber gegen den Papst abgestimmt habe. Was gibt dann Trost für die bedrohte Zukunft? Der Trost ist der Sion verheißene Gottesschutz. Auch macht Haneberg darauf aufmerksam, daß die oberste Leitung der Kirche bis zu Bonifazius Zeiten ohne Herrschaft über ein Ländergebiet war und also auch in Zukunft wieder sein kann. Haneberg fordert zum Gebet für die Kirche auf und zu

einem Opfer für die Bedürfnisse des Hl. Vaters. Haneberg erörtert auch die Frage, wo sich der Papst, würde er in Rom vertrieben, niederlassen könne. Er erwähnt Deutschland und wie der König der Stadt München keine größere Freude bereiten könnte „als wenn er den Hl. Vater vermöchte sich hier niederzulassen“. Freilich, das sei keine Dauerlösung, weil der Papst allen Völkern verpflichtet sein müsse. „Wenn der Papst nicht in Rom bleiben könnte, gäbe es kaum eine andere dauernde Stätte für ihn als Jerusalem, wo der hl. Petrus zuerst die Kirche leitete. Gott allein weiß es, ob und wann eine solche Übertragung geschehen soll.“ Haneberg erwähnt bei der Bitte um eine Unterstützung des Papstes auch, daß eine Zuwendung nun auf keinen Fall mehr, wie noch bei Spenden einige Zeit vorher, einem militärischen Zwecke dienen würden. „Der Papst steht in diesem Augenblicke nicht bloß mit der Würde seiner apostolischen Vollmacht, sondern auch einer apostolischen Armuth vor uns da. Die Liebesgaben, die für ihn gesendet werden, gehören seiner geheiligten Person und seinem heiligen Amte.“

Haneberg stellt sich auch die Frage, was außer Gebet und Spenden dem Papst noch nützen könnte. Dem Ansinnen, sich durch Protestadressen Gehör zu verschaffen, steht Haneberg skeptisch gegenüber. Er meint, daß den Papst mehr trösten und erfreuen würde, wenn Nachrichten über so manches Schöne und Gute im deutschen katholischen Kirchenleben ihn erreichen würden. Zum Schluß macht Haneberg noch einmal besonders deutlich, wie sich auch eine ökumenische Haltung mit echter Papsttreue verbinden läßt. Der beste Trost für den Papst wäre wohl die Wiederherstellung der Einheit unter den Christen, an die sich Haneberg nach seinem Geständnis bei der Einweihung der Basilika durch den Heiligen Bonifaz besonders gemahnt fühlte. „Aus tiefstem Herzensgrunde wollen wir um Einsicht beten, daß wir erkennen, was wir zu tun und zu lassen haben, um die religiöse Einigkeit — auf dem Grund der Wahrheit, die vor Gott gilt — bewahren zu helfen.“

Als Bischof von Speyer war Haneberg den Angriffen der Altkatholiken besonders ausgesetzt. Daß ihm das Schicksal seines alten Lehrers und Freundes Döllinger besonders am Herzen lag, erhellt ein Brief aus Speyer vom 6. 2. 1875, der seine Kirchlichkeit wie seine Ehrfurcht gegenüber Döllinger bezeugt:

„Hochverehrter Herr Stiftsprobst!

Wundern Sie sich nicht einen Brief von Ihrem alten Schüler zu erhalten; wer es wüßte, wie oft und mit welcher Gesinnung unverilgbarer Anhänglichkeit ich an Sie denke, würde sich eher darüber wundern, wie ich ein so langes Schweigen über mich bringen konnte.

Es schien mir aber fast unthunlich, das, was ich längst auf dem Herzen hatte, auszusprechen, da ich ohne alle Hoffnung war, von Ihnen verstanden zu werden. Man stellte Ihnen ja fortwährend in Aussicht, eine Art von wirklichem Kirchenthum auf dem eingeschlagenen Wege gründen zu können. Jetzt aber kann kein Zweifel mehr darüber bestehen, daß die altkatholische Bewegung in eine Art Rongeanismus übergeht. Sie lebt nur von der Verneinung und erhält ihr Scheinleben fast nur durch das Interesse,

welches Schmähungen über katholische Institutionen und Sensationsschilderungen einem gewissen Publikum einflößen.

Die Erfolge sind verhältnismäßig gering; doch reichen sie hin, in vielen Gemeinden der Pfalz, Badens und der Schweiz unsägliche Verwirrung anzurichten. Ich habe in der Pfalz Gelegenheit, die Sache genau zu betrachten. Es haben sich im Durchschnitt nur solche Leute angeschlossen, welche den Kirchenbesuch, den Empfang der hl. Sakramente außer Acht gelassen hatten, oder mit den Pfarrern zerfallen waren. Der Haß, die ewigen Hetzereien, die daraus folgen, die Schwierigkeiten für die Schule und Eheschließung sind unbeschreiblich.

Es ist höchste Zeit, daß Sie sich lossagen. Sie können damit, wie ich hoffe, noch immer viel Gutes schaffen. Es gilt jetzt für Sie beinahe buchstäblich, was Dionysius von Alexandrien an Novatus schrieb. (Der Brief steht, wie Sie besser wissen, als ich, bei Eusebius H. E. 6,45.) Ich bitte, diesen herrlichen Brief zu lesen. Hätte Dionysius das Treiben der Altkatholiken, die tief, tief unter den Novatianern stehen, mit Novatus verknüpft gesehen, er hätte ihn nicht bloß gebeten, sondern beschworen, sich davon frei zu machen.

Für den, welcher glaubte, daß die Unfehlbarkeit der Kirche nicht auf den Eigenschaften einzelner, oder vieler Menschen ruhe, sondern auf dem fort-dauernden Schutze Gottes, kann es nicht schwer sein, das Vaticanum anzunehmen, welches diesen Schutz auf das Oberhaupt der Kirche in besonderer Weise übertragen lehrt.

Die historischen Schwierigkeiten habe ich nie unterschätzt, weiß sie noch immer zu würdigen; aber sie sind nicht so groß, daß sie gegenüber dem Anspruch des allgem. Concils bestehen könnten.

Sie wissen alles, was man für und gegen sagen kann, vergegenwärtigen Sie sich einmal wieder, mit wohlwollendem Sinn, was man für die Präponderanz Roms sagen kann, — und die innere Versöhnung des Herzens wird vom Verstande nicht länger gehindert werden.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich irgendwie dazu beitragen könnte, die Aussöhnung mit der katholischen Kirche, der Sie so lange mit Hingebung gedient haben, erleichtern zu können. Verfügen Sie über Alles und Jedes, was in meinen Kräften steht.

Einstweilen kann ich nur in fortgesetztem Gebete die Liebe und Anhänglichkeit beurkunden, womit ich stets verharre  
Hochverehrter Herr Stiftsprobst, Ihr ergebenster Schüler . . .“

Wie sehr Haneberg unter all dem litt, ging schon aus einem Brief an Weinhart vom 11. 3. 1874 hervor: „Noch mehr aber betrübt es mich, daß Döllinger selbst jetzt sich von der sogen. altk. Sache nicht lossagt, da sie für die gegenwärtige Verfolgung die Scheinargumente liefert. Unter dessen gehen die Wogen leidenschaftlicher Erregung so hoch, daß selten ein besonnenes Wort in seinem richtigen Sinn erkannt wird. Der Sturm deutet es immer um.“

Zur 25jährigen Jubelfeier der Basilika kam Bischof Haneberg, schon von Krankheit und Schwäche gezeichnet, nach München, um die Festpredigt zu

halten. Vorher hatte er am 12. 11. 1875 an Weinhart geschrieben: „Der Gang ist sehr schwer für mich, zumal da ich nicht über ganz gleichgültige Dinge werde predigen können.“ Haneberg hielt die Predigt über die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche. Er betont darin vor allem auch die Katholizität gegenüber einem nationalen Kirchentum. Eindringlich ist die Mahnung vor einer neuen Kirchentrennung und die Warnung vor einem herzlosen Streit, dem nur der „Beifall einer Presse zuteil wird, welche unfähig ist, eine religiöse Frage würdig zu behandeln.“ An Weinhart berichtet er am 15. 2. 1876, daß der deutsche Merkur sehr böse über diese Predigt war und und ihn persönlich verunglimpft habe. Die Angriffe kamen also immer mehr von liberaler Seite und von seiten des Staates. Haneberg war sich freilich von vornherein darüber klar; schon am 5. 2. 1873 schrieb er an Abt Zenetti: „Ich werde so allmählich das letzte Restchen von Vertrauen bei den Liberalen einbüßen, aber ich glaube, meine Pflicht allen anderen Rücksichten vorangehen lassen zu müssen<sup>8</sup>.“ Auch Ludwig II. war über Hanebergs kirchliche Haltung seit seiner Entscheidung für das Unfehlbarkeitsdogma verstimmt, so verstimmt, daß er auf die Botschaft von seinem Tod nicht reagierte. Die bekannten Vorfälle der Exkommunikation der Gastwirtsgattin Martin in Kusel und der Predigt Bischof Kettelers in Oggersheim setzten ihn nicht nur vielen Angriffen, sondern auch staatlichen Strafen aus. Er blieb freilich gegenüber dem Staat und dem König loyal und schaute immer auf die Sache. So schreibt er unter dem 15. 3. 1874 an Weinhart angesichts seiner gerichtlichen Verurteilung: „Das Schmerzlichste an der Sache ist, daß man das Vertrauen auf unsere Justizpflege verliert.“

Freilich sollte sein letztes Lebensjahr auch noch durch die römischen Behörden schmerzlich belastet werden, durch die Indizierung seines Freundes Schegg. Auch hier wird seine besonnene, abwägende und doch zugleich zutiefst persönlich betroffene Haltung aus den Briefen an Weinhart deutlich. So schreibt er am 16. 12. 1875: „Zugleich melde ich Dir einen großen, großen Kummer: Schegg's Leben Jesu ist auf dem Index. Man hat mir das Urteil mitgeteilt, damit ich Schegg zur Unterwerfung, zur Verwerfung der edierten und zur Unterdrückung der Fortsetzung vermöge. Dann soll das Urteil vor der Hand nicht publiziert werden. Ein Commentar hierzu ist überflüssig. Ich habe Sch. geraten sich unbedingt zu unterwerfen, obwohl man keine Einzelheiten hervorhob und sich nur auf den ersten Teil bezog. Wenn er sich sträubt, werde ich Dich ersuchen, mit ihm zu verhandeln. Es ist in jedem Fall eine Calamität; aber wenn man das Urteil nicht publiziert, so kann alles gut werden. Wie sehr ich betrübt und besorgt bin, kannst du dir denken.“ Am 18. 12. 1875 schreibt er: „Auch in der größeren (Angelegenheit) die uns so gerechten und tiefen Kummer bereitet hat, ist etwas sehr gut gegangen. Unser Freund Sch. hat sogleich, sobald ihm die verhängnisvolle Sentenz angekündigt worden, seine Unterwerfung erklärt und dem H. Erzbischof überbracht. Damit hat er ein gutes Werk geübt, und Licht über die ganze finstere Sache verbreitet.“

8) A Huth, a. a. O., 274.

Nachdem die S. Congregatio die Denunziation angenommen hatte, wird sie durch ihre Normen gerechtfertigt sein. Aber daß man ein solches Werk, das schon so viele erbaut und belehrt hat herausgriff — darüber darf ich gar nicht nachdenken, denn es erregt mich zu sehr.“ „Was kann man jetzt thun, als beten, da von Außen und Innen so schweres über uns kommt?, noch schwereres kommen kann.“

Schließlich gesteht Haneberg in einem Brief vom 12. 1. 1876 an Weinhart: „Möglich, daß die Betrübnis über die Sch.'sche Affaire auch einen körperlichen Druck ausübte. Ich habe in Rom Fürbitte eingelegt, obwohl ich vielleicht selbst einen Fürbitter brauchte.“

Hanebergs Kirchlichkeit war freilich unerschütterlich. Was er an Abt Zenetti geschrieben hatte, brauchte er nie zu befürchten: „Wer nicht in fortwährender Verbindung mit dem inneren Leben der Kirche bleibt, wird leicht an ihrem äußeren Bau anstoßen, gegen welchen zunächst die Angriffe der Mächtigen gerichtet sind<sup>9</sup>.“ Er lebte in dieser Verbindung mit dem inneren Leben der Kirche und besaß darum die „geistliche Freiheit“, über die er bezeichnenderweise bei der Einkleidung eines ihm besonders nahestehenden Novizen, des späteren P. Odilo Rottmanner, am 17. 2. 1865 gepredigt hatte.

Hanebergs Leben stand in einer ungemein starken Spannung. Viele Zeugnisse lassen erkennen, wie sehr er dadurch körperlich mehr und mehr aufgerieben wurde. Aber die Spannungen, in die er gestellt war und die er auf sich nahm, haben niemals seinen Geist zerrieben, sondern zu Höchstem angetrieben. So urteilt Ph. Funk mit Recht: „Bei allem intimen Nähertreten ist der beherrschende Eindruck völlig der des Heroismus<sup>10</sup>.“

Es ist ein Heroismus nicht einer extremen Einseitigkeit, sondern der Mitte, der die unvermeidbaren Gegensätze des Lebens und der Gesellschaft aushält und sich ausspannt, um ihre Einheit zu suchen. Wessen bedürfte auch unsere Zeit mehr als eines solchen Heroismus?

---

9) A. Huth, a. a. O., 276.

10) Ph. Funk, Hochland 23, 158.